

## Vorwort

Als ein bekannter Anglist einmal nach einem öffentlichen Vortrag von Laien gefragt wurde, ob Englisch eine schwere Sprache sei, sagte er nach kurzem Bedenken: «In den ersten zwanzig Jahren nicht». Was wie ein paradoxes Bonmot anmutet, trifft die Sache ziemlich genau. Englisch ist am Anfang so einfach, dass Schulkinder, zumal in Norddeutschland, es für eine Art Plattdeutsch halten. Das einzig Schwierige scheint die Diskrepanz zwischen Schreibung und Aussprache zu sein. Haben sich die Schüler erst einmal daran gewöhnt, machen sie rasch Fortschritte und haben bald schon das Erfolgserlebnis, in der Fremdsprache kommunizieren zu können, was im Lateinunterricht so gut wie nie vorkommt. Im Lauf der Zeit merken aber selbst gute Schüler, dass es nicht leicht ist, eine fehlerfreie Klassenarbeit zu schreiben. Mit fortschreitendem Lernerfolg steigt sogar die Fehlerwahrscheinlichkeit. Während im Französischunterricht nach Überwindung der weit größeren Anfangsschwierigkeiten der Boden mit der Zeit immer sicherer wird, scheint es im Englischen genau umgekehrt zu sein. Hier erlebt der Lerner, dass die Fälle, in denen die Schulgrammatik keine präzise Auskunft gibt, umso zahlreicher werden, je freier man sich in der Sprache bewegt. Der freien Bewegung steht in der Schule aber die Angst vor dem Fehlermachen entgegen. Da sich nur Fehler zählen lassen, während es für die Quantität von Kommunikation keine Maßeinheit gibt, tendieren Schüler zu einer Fehlervermeidungsstrategie, die das Gegenteil von dem bewirkt, was Kommunikation eigentlich sein soll. Statt den Austausch von Inhalten zu maximieren, versucht man die Fehlerzahl zu minimieren, was zu einem künstlich restringierten Sprachverhalten führt. Das scheint ein grundsätzliches Problem des schulischen Fremdsprachenunterrichts zu sein. Nun will das vorliegende Buch weder die Lehrwerke für den Unterricht ersetzen, noch will es Schüler zum fehlerfreien Gebrauch des Englischen anleiten. Statt dessen richtet es sich an alle diejenigen, die irgendwann einmal Englisch gelernt haben – das sind heutzutage die meisten, die einen Schulabschluss haben – und die ihre eingestauteten Kenntnisse gern ein wenig auffrischen wollen. In der Kindheit lernt man Sprachen durch Imitation. Da ist ein Lehrer,

der die Fremdsprache gut beherrscht, eine bessere Lernhilfe als jedes Lehrbuch. Später aber spielt die kognitive Einsicht in das Funktionieren der Fremdsprache eine immer größere Rolle. Besonders nachhaltig graben sich dabei solche Einsichten ins Gedächtnis ein, die sich wie ein Fenster auftun und den Blick auf einen unerwarteten Zusammenhang freigeben. Leider werden solche Aha-Erlebnisse im Schulunterricht viel zu wenig genutzt, weil die Lehrer selber sie nicht hatten. Der Verfasser hat im Laufe seiner Tätigkeit als Professor für englische Literatur und Landeskunde Hunderte von Staatsexamina abgenommen und den Kandidaten damit die Lehrbefähigung für den Englischunterricht erteilt. Obwohl er selber nur indirekt mit dem Sprachunterricht zu tun hatte, hat es ihn doch immer wieder bekümmert, wie wenig Durchblick durch das Gewebe der englischen Sprache der durchschnittliche Hochschulabsolvent im Fach Anglistik hat. Vielen, die sich in den kompliziertesten linguistischen Theorien auskennen, sind noch nicht einmal die einfachsten Lautentwicklungen aufgegangen, mit denen man ohne große Mühe aus einem englischen Wort das etymologisch entsprechende deutsche erschließen kann. Genau das sollte aber ein Englischlehrer können; denn gerade durch das augenöffnende Aufzeigen solcher Zusammenhänge werden den Schülern Eselsbrücken gebaut, die sich mit der Zeit zu einem dichten Netz verknüpfen können.

Unsere «kleine Führung» will versuchen, mit Hilfe vieler kleiner Aha-Erlebnisse das kognitive Verständnis für die englische Sprache zu vertiefen. Sie wird bei der englischen Lautung beginnen und deren historische Entwicklung betrachten, wird sich dann dem historischen Aufbau des englischen Wortschatzes zuwenden und danach Grundzüge der englischen Grammatik sowie die Ausdrucksmöglichkeiten des Englischen ganz allgemein erörtern. Nach Zielsetzung und Darstellungsweise ist das Buch ein auf die Sprache bezogenes Pendant zu dem, was der Verfasser in *Typisch englisch. Wie die Briten wurden, was sie sind* sowie in dem Parallelbuch über Amerika zur Kultur der beiden Nationen ausgeführt hat. Alle drei Bücher wenden sich an Laien und wollen eine Art Vademecum für Reisende in die englischsprachige Welt sein.

## Die englische Sprache – ein Kurzporträt

Das Englische gehört zur großen Familie der indoeuropäischen Sprachen, deren Verbreitungsgebiet sich vom indischen Subkontinent bis zur europäischen Atlantikküste erstreckte und die sich später auf Amerika, Australien und große Teile Afrikas ausdehnte. Innerhalb der Familie unterscheidet man zwei große Gruppen, die *centum*- und die *satem*-Sprachen, so benannt nach den unterschiedlichen Wörtern, die sie für den Begriff ‚hundert‘ hatten. Wenn man weiß, dass das *c* der lateinischen Wörter im Germanischen zu *h* wurde – das deutsche ‚Haupt‘ ist das lateinische *caput* –, sieht man, dass das germanische ‚hundert‘ dem lateinischen *centum* entspricht, was bedeutet, dass beide Sprachen, wie übrigens auch das Griechische und das Keltische, zu den *centum*-Sprachen gehören. Das Urgermanische teilte sich seinerseits in drei unterschiedliche Zweige: das Ostgermanische, das Nordgermanische und das Westgermanische. Während das Ostgermanische seit dem Verschwinden des Gotischen ausgestorben ist, gingen aus dem Nordgermanischen die skandinavischen Sprachen und aus dem Westgermanischen das Deutsche in seiner hochdeutschen und niederdeutschen Form sowie das Friesische, das Niederländische und das Englische hervor.

Bei einer so engen Verwandtschaft kann es nicht verwundern, dass es zwischen dem Deutschen und dem Englischen zahlreiche Ähnlichkeiten gibt. Allerdings beschränken sich diese auf den westgermanischen Anteil des Englischen, den die Angeln und Sachsen nach Britannien brachten, als sie im 5. Jahrhundert von der deutschen Nordseeküste aus die britische Insel eroberten und besiedelten. Danach wurde der angelsächsische Grundstock von so vielen Sprachschichten überlagert, dass es heute fraglich ist, ob man Englisch noch zu den germanischen Sprachen zählen kann. Bevor wir uns diesen Überlagerungen zuwenden, muss aber daran erinnert werden, dass das Angelsächsische selber eine Überlagerung war. Von der Eroberung durch die Römer im Jahre 43 n. Chr. bis zum Ende des 4. Jahrhunderts war das heutige England ein Teil des römischen Reiches, in dem keltisch sprechende Eingeborene und ihre lateinisch sprechenden Kolonialherren die meiste Zeit

friedlich zusammenlebten. Als Rom unter dem Druck der anrückenden Germanenstämme im Zuge der Völkerwanderung seine Truppen in den Jahren 402 bis 407 aus Britannien abzog, ließ es dort eine Bevölkerung von romanisierten Kelten zurück, die unter der Besetzung einen hohen Entwicklungsstand der Zivilisation erreicht hatten. Doch da sie von den Römern aus begrifflichen Gründen von Waffen ferngehalten wurden, waren sie nun unfähig, sich gegen Eindringlinge von außen zu verteidigen. Auf sich allein gestellt riefen ihre Anführer gegen die zunehmenden Einfälle der Pikten und Skoten aus dem heutigen Schottland angeblich im Jahr 449, wahrscheinlich aber schon früher, die Angeln und Sachsen von jenseits der Nordsee zu Hilfe. Die aber waren selber einem zunehmenden Bevölkerungsdruck ausgesetzt und sahen deshalb in der Einladung eine willkommene Gelegenheit, sich in Britannien niederzulassen, was sie innerhalb kurzer Zeit auch taten. So wurde aus dem kelto-romanischen Britannien das angelsächsische England.

Verwunderlich ist dabei, dass von der Sprache der romanisierten Kelten, die ja zunächst noch für längere Zeit die zahlenmäßige Mehrheit stellten, fast nichts ins Angelsächsische übergegangen ist. Angesichts der Zahlenverhältnisse ist weder anzunehmen, dass die Kelten sich alle in den Westen nach Wales und Irland geflüchtet haben können, wo bis heute Keltisch gesprochen wird, noch ist es wahrscheinlich, dass sie gewaltsam ausgerottet wurden. Vielmehr muss es für längere Zeit ein Nebeneinander der beiden Bevölkerungsteile und durch Mischehen wohl auch ein Miteinander gegeben haben. In der Sprache hat dies aber fast keine Spuren hinterlassen. Nur ein knappes Dutzend keltischer Wörter kommen als frühe Entlehnungen überhaupt in Frage, von denen nur zwei, nämlich *bin* zur Bezeichnung eines großen Behälters und *dun* für eine schwarzbraune Farbe vor allem bei Pferden, bis heute Bestandteil des allgemeinen Wortschatzes sind. Möglicherweise wurden auch ein paar der frühen lateinischen Lehnwörter von den Kelten übernommen, von denen wiederum einige latinisierte Formen keltischer Wörter sein könnten. Im übrigen aber scheint das Angelsächsische der Invasoren das vorgefundene kulturelle Substrat regelrecht versiegelt zu haben.

Auf diese gewissermaßen sprachundurchlässige Schicht lagerten sich danach wie Sedimente immer neue, von außen eindringende

Sprachschichten, durch die wir im Folgenden einen senkrechten Schnitt legen wollen, um daran die entscheidenden Stationen der englischen Sprachgeschichte ablesen zu können. Die erste Einschwemmung neuen Sprachguts kam im 9. Jahrhundert mit dem Eindringen der Dänen, die im Osten Englands Fuß fassten. Weit massiver war der Einfall der französisch sprechenden Normannen, die 1066 das Land eroberten. Anders als bei der Invasion der Angelsachsen kam es jetzt nur vorübergehend zu einer «Versiegelung» der vorgefundenen Kultur. Schon nach etwa hundert Jahren ging aus der Zwangsehe zwischen der Sprache der Unterjochten und derjenigen der Eroberer ein völlig neues Sprachamalgam hervor, das dem heutigen Englisch bereits sehr ähnlich ist. Weitere sprachliche Einschwemmungen brachte das Latein der Kirche und der Gebildeten. Als England nach dem Sieg über die spanische Armada mit dem Aufbau seines ersten Weltreichs begann, waren die Fenster und Türen des Landes weit geöffnet für sprachliche Einflüsse von überallher in der Welt. Das ist bis heute so geblieben, wobei mit der zunehmenden Dominanz des Amerikanischen nicht nur ein weiterer starker Einfluss auf das Britische wirksam wurde, sondern eine ganz eigene Variante des Englischen auf den Plan trat, die ihrerseits wieder Einflüsse aus dem Indischen und dem Spanischen aufnahm und noch immer aufnimmt.

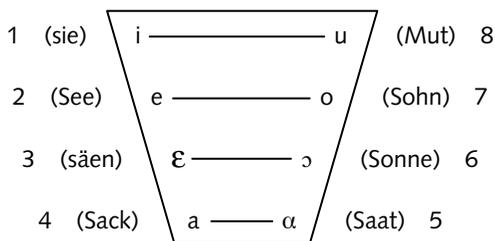
Sprachhistoriker unterscheiden in der Geschichte des Englischen vier Entwicklungsstufen: das **ALTENGLISCHE** vom Beginn der angelsächsischen Besiedlung bis zum Verschwinden des reinen Angelsächsisch aus der Schriftkultur um 1150; das **MITTELENGLISCHE**, das sich bis zum Aufkommen des Buchdrucks ab 1476 zu einer ausdrucksfähigen Literatursprache entwickelte; das **FRÜHNEUENGLISCHE** von ca. 1475 bis 1700 und danach das **NEUENGLISCHE**. Letzteres ist der Hauptgegenstand unserer Betrachtung; doch um es besser zu verstehen, wollen wir auch einen Blick auf die früheren Sprachstufen werfen. Dabei soll es nicht nur um die englische Sprache als System, sondern auch um ihre literarische und allgemein kulturelle Ausdrucksfähigkeit gehen, wobei uns der vergleichende Blick auf das Deutsche helfen soll.

## Englische Laute

So leicht es deutschen Lernern fällt, englische Wörter zu verstehen und zu behalten, so schwer tun sich die meisten mit ihrer Aussprache. In diesem Punkte kommt das Italienische, Französische und Spanische der deutschen Zunge weit mehr entgegen. Bei den Konsonanten ist es vor allem das *th*, das uns Schwierigkeiten bereitet, zum einen, weil es diesen Laut im Deutschen nicht gibt, zum anderen weil er uns an Lispeln erinnert, was wir als Sprachfehler empfinden und kleinen Kindern deshalb abtrainieren. Die beiden anderen Konsonanten, die den meisten von uns schwer über die Lippen kommen, obwohl es sie in manchen deutschen Dialekten gibt, sind das ungerollte Zungen-*r* und das *w*, das wie ein *u*-Vorschlag gesprochen wird und darum im Englischen *double-u* heißt. Deutsche Sprecher, die das englische *r* nicht über die Zunge bringen, brauchen aber nicht zu verzweifeln; denn wenn sie statt dessen das norddeutsche, im Rachen gebildete Zäpfchen-*r* verwenden, rufen sie damit keinerlei Missverständnisse hervor, da es sich dabei nur um eine für englische Ohren etwas fremd klingende Aussprache des gleichen Lautes handelt. Im übrigen gibt es im Nordosten Englands eine Region, wo das deutsche uvulare *r* ebenfalls gesprochen wird. Zwei andere englische Konsonanten, die es im Deutschen nicht gibt, sind die Zischlaute in *church* und *journal*. Doch da sie mit keinem ähnlichen deutschen Laut konkurrieren, lassen sie sich leicht in unser Lautsystem einpassen. Außerdem kennen wir den ersten Laut aus Namen wie Tschaikowski und den zweiten aus Wörtern wie Dschungel und Dschunke. Auch der stimmhafte Zischlaut in *measure* ist der deutschen Zunge nicht fremd, da wir ihn aus der französischen Aussprache von *Journal* gewohnt sind. Ungewohnter ist da schon das so genannte *dark l* in *hall*, das sich vom *clear l* in *hole* deutlich unterscheidet. Doch in manchen Dialekten wie z. B. dem Kölnischen findet es sich ebenfalls. Am schwersten tun wir uns im Englischen nicht mit den ungewohnten Konsonanten, sondern mit den gewohnten in ungewohnter Position. So haben wir Mühe, ein scharfes *s* am Wort- und Silbenanfang zu sprechen, weil in dieser Position das *s* im Deutschen immer weich, d. h. stimmhaft ist. Noch typischer für deutsche Sprecher ist die so genannte hoch-

deutsche Auslautverhärtung. Ohne dass wir uns dessen bewusst sind, sprechen wir die stimmhaften Verschlusslaute g, b und d am Wort- bzw. Silbenende immer stimmlos aus. So schreiben wir zwar <Tag>, <Lob> und <Lied>, sprechen diese Wörter aber wie <Tak>, <Lop> und <Liet> aus. Da es im Deutschen am Wort- und Silbenende keine stimmhaften Verschlusslaute gibt, neigen wir dazu, das englische *bed* (Bett) wie *bet* (Wette), *rib* (Rippe) wie *rip* (reißen) und *bug* (Wanze) wie *buck* (Bock) auszusprechen, was bei englischen Muttersprachlern zu Missverständnissen führen muss. Eine andere Eigentümlichkeit des Deutschen ist der Kehlkopfverschlusslaut, besser bekannt als Knacklaut, den wir am Wort- und Silbenanfang vor jedem Vokal sprechen. Obwohl dieser Laut durch keinen Buchstaben bezeichnet wird, handelt es sich dabei um einen Konsonanten, was z.B. daran zu erkennen ist, dass in der altgermanischen Stabreimdichtung alle Vokale mit allen Staben, während die übrigen Konsonanten dies nur untereinander tun. Wenn deutsche Sprecher den Knacklaut auch bei englischen Wörtern einsetzen, rufen sie bei englischen Muttersprachlern zwar keine Missverständnisse hervor, doch wirkt ihre Aussprache dann für englische Ohren hart und möglicherweise ein wenig aggressiv.

Schwieriger als die Konsonanten sind für deutsche Englischler die Vokale. Die Phonetiker ordnen die Vokale auf einem Trapez an, auf dem die folgenden acht Laute als primäre Kardinalvokale bezeichnet werden.



Bei den Vokalen 1, 2, 3, und 6, 7, 8 treffen die deutschen Beispielsortwörter die Kardinalqualität ziemlich genau, bei 4, 5 liegen die deutschen Vokale weiter innen im Trapez.

Die Vokale auf der linken Seite des Trapezes werden mit breiter Lippenstellung gesprochen, die auf der rechten Seite mit gerun-

deter. Auf beiden Seiten nimmt von oben nach unten die Zunge beim Sprechen eine immer tiefere Position ein. Wenn man die Lippenstellung der beiden Seiten vertauscht, d. h. wenn man die linken Vokale gerundet und die rechten mit breitgezogenen Lippen spricht, erhält man einen zweiten Satz von Kardinalvokalen, von denen uns aber nur die gerundeten Versionen von 1 und 2 vertraut sind. Es sind die deutschen Umlaute ü und ö, die es im Englischen nicht gibt.

So wie wir bei Farben bestimmte Abstufungen der Regenbogenfarben als besonders rein empfinden, so hören sich für unsere Ohren auch die deutschen Vokale a, ä, e, i, o, u, ö und ü besonders rein an. Sie kommen den Kardinalvokalen sehr nahe, während im Englischen nur die langen Vokale li:l und lu:l diese Kardinalqualität haben. Ein kardinales langes le:l und lo:l gibt es hier überhaupt nicht und auch die Stellen des vorderen und hinteren kardinalen a-Lauts sind nicht besetzt. Statt dessen hat das Englische ein a zwischen den beiden kardinalen a-Lauten, ein dunkles, zum offenen o tendierendes a, einen ä-Laut zwischen 3 und 4, einen e-Laut zwischen 2 und 3 und ein offenes o zwischen 6 und 7.

Die bisher genannten Laute sind für deutsche Sprecher noch verhältnismäßig leicht auszusprechen, da sie auf den Seiten des Trapezes liegen. Schwieriger sind die Vokale im Innern des Trapezes, der helle a-Laut in *but* und der ungerundete ö-Laut in *girl*, der etwa in der Mitte liegt. Da beide im Deutschen nicht vorhanden sind, neigen wir dazu, den ersten als a und den zweiten als ö auszusprechen, was zwar nur selten zu Missverständnissen führt, uns aber als Ausländer verrät. Auch die kurzen i- und u-Laute liegen weiter innen als im Deutschen. Klarer als durch eine theoretische Beschreibung lässt sich das englische Vokalsystem durch die nebenstehende Graphik veranschaulichen. Sie stammt in leicht abgewandelter Form aus Bernd Kortmanns Lehrbuch *Linguistik: Essentials. Anglistik. Amerikanistik* (1999). Da dort die englischen Vokale mit den deutschen verglichen werden, kann sich der Leser auf Grund der Zuordnung innerhalb des Trapezes eine ungefähre Vorstellung von der jeweiligen Lautqualität machen.

Noch charakteristischer als die einfachen Vokale sind die aus zwei Vokalqualitäten zusammengesetzten so genannten Diphthonge, von denen das Englische ungewöhnlich viele besitzt, nämlich die fünf steigenden Diphthonge leil, lail, loil, ləul und laul



und die vier fallenden Diphthonge *liəl*, *lɛəl*, *luə* und *lɔəl*. Da Laute ohnehin nur durch direkte Produktion exakt bezeichnet werden können, brauchen wir uns um das Problem der Transkription nicht weiter zu kümmern und wollen uns damit begnügen, das englische Vokalinventar mit den Zeichen auszudrücken, die das von Daniel Jones begründete und noch heute maßgebliche *English Pronouncing Dictionary* dafür angibt, wobei wir einige Symbole allerdings etwas vereinfacht haben.

Um Englisch so zu sprechen, dass es Englisch klingt, reicht es aber nicht aus, die einzelnen Laute korrekt zu bilden. Es müssen zwei weitere typische Merkmale hinzukommen. Das erste ist das Fehlen des Knacklauts (*glottal stop*) vor Vokalen im Silbenanlaut. Dieser Laut, der das Deutsche für die Ohren vieler Ausländer als hart erscheinen lässt, fehlt im Englischen nahezu ganz. Nur in manchen Dialekten tritt er als Ersatz für andere Explosivlaute auf. Da anlautende Vokale ohne diesen Knacklaut gesprochen werden, hat das Englische eine natürliche Tendenz, Konsonanten am Wortende mit Vokalen am Anfang des nachfolgenden Wortes zusammenzuziehen. Diese Tendenz ist so stark, dass da, wo ein Wort mit einem Vokal endet und das nächste mit einem anfängt, manchmal ein angedeutetes *r* eingeschoben wird, um so den aufkommenden Knacklaut zu unterdrücken. Das Fehlen dieses Lautes lässt den englischen Sprachfluss sehr viel weicher als den Deutschen erscheinen. Das Zweite, was dem Englischen seine eigentümliche Lautung gibt, ist die Abschwächung der meisten unbetonten Vokale zu dem so genannten *schwa*-Laut, den wir im Deutschen in den Endungen von Wörtern wie *«bitte»*, *«Butter»* und *«Betten»* haben. Im Englischen tritt der Laut aber auch im Wortinnern auf und selbst dort, wo ein Wort mit Vollvokal in einer schwachtonigen Position steht. So wird z.B. *of* fast immer mit dem *schwa*-Laut gesprochen. Englischlerner, die sich einen möglichst guten Akzent einüben wollen, sollten deshalb von Anfang an darauf achten, dass sie den Knacklaut unterdrücken, in schwachtonigen Silben den *schwa*-Laut einsetzen, vor allem aber die deutsche Auslautverhärtung vermeiden.

## Das englische Lautinventar im Überblick

### Kurze Vokale

i	<i>pit</i>	(Grube)	etwas offener als in ›bitte‹
e	<i>pet</i>	(Schmusetier)	etwas geschlossener als in ›Bett‹
æ	<i>pat</i>	(Klaps)	offener als in ›Ähre‹
ʌ	<i>putt</i>	(beim Golf)	heller als in ›Patt‹
ɔ	<i>pot</i>	(Topf)	offener als in ›Topf‹
u	<i>put</i>	(stellen)	ähnlich wie in ›Butter‹
ə	<i>per cent</i>	(Prozent)	<i>schwa</i> -Laut wie in ›Watte‹

### Lange Vokale

i:	<i>peat</i>	(Torf)	ähnlich wie in ›bieten‹
ɑ:	<i>part</i>	(Teil)	etwas dunkler als in ›Fahrt‹
ɔ:	<i>port</i>	(Hafen)	offener als in ›Wort‹
u:	<i>pool</i>	(Teich)	ähnlich wie in ›Pfuhl‹
ɜ:	<i>purr</i>	(schnurren)	viel offener als das deutsche ö

### Diphthonge

ei	<i>bay</i>	(Bucht)	ein zum i hingezogenes e
ai	<i>buy</i>	(kaufen)	wie in ›Bein‹, aber offener
ɔi	<i>boy</i>	(Junge)	wie in ›Eule‹, aber offener
au	<i>now</i>	(jetzt)	wie in ›Sau‹, aber heller
əu	<i>no</i>	(nein)	ein zum u hingezogenes ə
iə	<i>peer</i>	(Lord)	wie in ›Bier‹ ohne r, aber offener
ɛə	<i>pair</i>	(Paar)	wie in ›Bär‹ ohne r, aber offener
uə	<i>poor</i>	(arm)	wie in ›pur‹ ohne r, aber offener
ɔə	<i>pour</i>	(gießen)	oft nur eine Variante des Langvokals ɔ:

### Konsonanten

b, p, d, t, g, k, f, v, j, z, s, ʃ, h, <i>clear</i> l, m, n, ng		wie im Deutschen
ð	<i>this</i> (dies) <i>thin</i> (dünn)	stimmhafter Lispellaut stimmloser Lispellaut
l	<i>all</i> (alle)	<i>dark l</i> : kehliges l wie in ›Karl‹
ɜ	<i>measure</i> (Maß)	wie in ›Journal‹
dʒ	<i>gin</i> (Gin)	wie in ›Dschungel‹
tʃ	<i>chin</i> (Kinn)	wie in ›Tschaikowski‹
r	<i>roll</i> (rollen)	ungerolltes Zungen-
w	<i>with</i> (mit)	wie ein u-Vorschlag